

verständlich milde Bestrafung oder sogar Freispruch erfolgten.

Verständlicherweise ist ferner für sie ein ausschlaggebendes Kriterium, inwieweit politisch belastete Personen aus der NS-Zeit noch heute im Beamten-Apparat oder an sonst maßgeblichen Stellen der Bundesrepublik beschäftigt sind. Nach ihrer Auffassung gibt nur eine einzige Institution in der Bundesrepublik die Gewähr für die Ausmerzung nationalsozialistischer Elemente aus führenden Stellen — die Bundeswehr durch die Einrichtung des Personalgutachterausschusses mit seinen strengen Auswahl-Grundsätzen. Dagegen sei es bei allen anderen Beamtengruppen möglich gewesen, daß unerwünschte, zunächst auch ausgeschiedene Elemente durch die Maschen des Artikel 131 Grundgesetz wieder in ihre alten Berufe zurückkehren konnten.

Im einzelnen behandelt die Verfasserin sehr kritisch — nicht mit wissenschaftlicher Gründlichkeit, jedoch mit journalistischem Scharfblick — viele Bereiche des öffentlichen Lebens in der Bundesrepublik wie die Justiz, das Schul- und Hochschulwesen, die Innen- und Außenpolitik etc. etc. Für ein näheres Eingehen hierauf ist an dieser Stelle kein Raum. Doch sollten auch hier die recht bedenklichen persönlichen Erfahrungen der Verfasserin bei Vertriebenen-Organisationen wie dem Witiko-Bund und bei einer Tagung rechtsradikaler Elemente nicht unerwähnt bleiben. Wenn solche Vorgänge von ihr auch in einer für das Gesamtbild der Bundesrepublik überdimensionierten Form dargestellt werden, so bleibt trotzdem die Frage der Verfasserin verständlich, warum sich die Bundesrepublik dem Verdacht aussetze, staatsgefährdende rechtsradikale Elemente nachsichtiger zu behandeln als linksradikale — ein Verdacht, der inzwischen durch die Anprangerung rechtsradikalen Schrifttums im Bundestag durch den Abgeordneten Arndt und den Bundestagspräsidenten Dr. Gerstenmaier wenigstens teilweise entkräftet wird [s. o. S. 99]. Ist die Bundesrepublik tatsächlich demokratisch? lautet ihre am Schluß nochmals wiederholte Frage. Sie erklärt hierauf einem Gesprächspartner, der sie auf die damals akute Spiegel-Affäre hinweist: Die Tatsache, daß diese Affäre Presse und Massenmedien alarmiert hat, daß sie die meisten Deutschen aus ihrer Ruhe aufschreckte, beruhige sie mehr, als sie die Affäre selbst erschrecke. Dennoch — als Endergebnis ihres Besuches — blieb für Vera Eyashiv die Bundesrepublik ein Rätsel und eine Herausforderung. Statt mit Antworten verließ sie Deutschland mit neuen Fragen.

Uns aber bleibt die Frage: Ist, was die Verfasserin beobachtet und dargestellt hat, tatsächlich richtig? — Man wird zu antworten haben: es ist „auch“ richtig. Ihr Buch ist ja, wie sie selbst sagt, keine umfassende Analyse Deutschlands. „Es enthält nicht Deutschland“, sondern was „sie“ in Deutschland sah und was das Gesehene gerade bei ihr an Reaktionen auslösen mußte. Eine Erklärung gibt sie hierfür in den ergreifenden Schlußsätzen des Buches: Wer die Konzentrationslager der Deutschen mit den unaussprechlichen seelischen Unmenschlichkeiten, die schlimmer, qualvoller waren als alle körperlichen Mißhandlungen und Entbehrungen, überlebt hat, wird sich mit dieser Welt versöhnen müssen, um weiterleben zu können; aber für den hat diese Welt einen anderen Sinn, als sie es sonst hätte; für sie hat darum auch Deutschland einen anderen Sinn . . .

Doch trotz dieser so subjektiven Note kommt zweifelsfrei dem Buche der Vera Elyashiv auch eine objektive, allgemeine Bedeutung zu. Prägen doch gerade die von ihr beobachteten und von ihr — wie von so manchem anderen ausländischen Schriftsteller und Berichterstatter — wiedergegebenen Tatsachen so häufig das Bild der Bundesrepublik im Ausland. Gefährlichen Selbsttäuschungen darüber, wie das Ausland uns — zu recht oder zu unrecht — sieht, kann dieses Buch entgegenwirken. Es kann vor allem — trotz mancher Irrtümer, Mißinterpretationen, Überdimensionierungen und Verallgemeinerungen — dazu beitragen, daß die Erfahrungen aus der jüngsten Vergangenheit, die für andere Völker durchaus lebendig, in der Bundesrepublik aber vom Vergessen bedroht ist, zu heilsamer Lehre und Mahnung werden. Dr. Heinrich Liebrecht

Ingo Hermann: Das Experiment mit dem Glauben. Düsseldorf 1963. Patmos-Verlag. 118 Seiten.

Dieser „bibeltheologische Gesprächsbeitrag“ verdient insbesondere — abgesehen von den ebenfalls sehr anregenden übrigen Kapiteln — des dritten Kapitels wegen hier im FR Aufmerksamkeit. Der Verfasser tritt in Auseinandersetzung mit M. Bubers Schrift über die „Zwei Glaubensweisen“ (vgl. FR III, 10/11) in ein Gespräch mit dem gläubigen Judentum ein, wie M. Buber selbst es in diesem Buch (S. 174—178) gewünscht hat. I. Hermann interpretiert die von Buber in ausschließenden Gegensatz gestellten Glaubensweisen der *emuna*, des Vertrauensglaubens, und der (von Buber so verstandenen) *pistis*, des Fürwahrhaltens als spannungsreiche Beziehungseinheit.

Nach Buber ist gerade auch der christliche Auferstehungs-glaube ein „Daß-Glaube im prägnanten Sinn“. An diesem Punkt nimmt I. Hermann das Gespräch auf, an diesem Punkt fällt die Entscheidung des Gesprächs. Der Blick darf nach H. nicht „unsachgemäß auf den Auferstehungsvorgang fixiert“ werden (S. 68), die Auferstehungsverkündigung hat funktionelle Bedeutung, der Glaube wird nicht durch die Auferstehung ex ovo begründet, wohl aber entscheidend gestützt. „Wenn aber nicht das einmalige und plötzliche Ereignis der Auferweckung im Mittelpunkt des Denkens steht, sondern der Gott, der seinen Messias nicht in der Gefangenschaft des Todes beläßt (Apg 2, 24; vgl. 2, 31 f.; 3, 18), dann könnte nach dem jüdischen Vertrauensglauben die Auferweckung als eine weitere Bestätigung des längst im Vertrauen erfahrenen Gottesverhältnisse erscheinen. Nur das Wie des göttlichen Handelns wäre dann neu, doch wäre es — genau betrachtet — nicht überraschender und unerwarteter als die Rettung am Schilfmeer oder die Entrückung Henochs“ (S. 69 f.). Die Eingengung des *pistis*-Begriffes, wie sie Buber vorgenommen und insbesondere der johanneischen und paulinischen Theologie zugesprochen hat, dürfte sich bei einer gründlichen Untersuchung des neutestamentlichen Materials nicht halten lassen. Die Einwirkung der alttestamentlich-jüdischen Tradition mit ihrem Verständnis des Gottesverhältnisse auf das Neue Testament ist stärker, als Buber sie eingeschätzt hat.

Selbstverständlich müßten die Christen mehr und zuerst umdenken, da sie die jüdische Tradition auch durch ihr NT nicht genug bewahrt haben, sondern in ihren Katechismen allzusehr vom „Fürwahrhalten“ geschrieben haben. R. P.

Bernard Lambert OP.: Das ökumenische Problem, Bd. II. Freiburg 1964. Verlag Herder. Übersetzt aus dem Französischen von Dr. Walter Scheier. 308 Seiten.

Dem Werk von Bernard Lambert, das ökumenische Problem, kommt angesichts des Zweiten Vatikanischen Konzils eine besondere Bedeutung zu. Wie auch in seiner kleineren Schrift, die in der Herderbücherei erschienen ist, Bd. 176, Von Rom nach Jerusalem, Briefe über das Konzil, ist er bemüht, den Wandel im Denken der Kirche gerade in den letzten Jahren zu zeigen. Im zweiten Band nun geht es nicht nur um Ökumene im engeren, sondern auch im weiteren Sinn. Das vorletzte 11. Kapitel widmet sich dem Thema Israel und die Wiedervereinigung der Christen, die Kirche der Juden und der Heiden. Im Rahmen des Freiburger Rundbriefes muß dieses Kapitel besonders gewürdigt werden. Verfasser gliedert es in drei große Abschnitte. Im ersten erörtert er die Frage, ob Israel überhaupt zur Ökumene gehört. Diese Frage ist um so berechtigter, als auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil wiederholt die Frage gestellt wurde, wo der rechte Ort für eine Erklärung über die Stellung der Kirche zu den Juden sei, ob eine solche Erklärung in das Schema bzw. die Konstitution über den Ökumenismus gehöre oder ob die Konstitution über die Kirche der richtige Ort sei. Da die Kirche als Volk Gottes im alttestamentlichen Gottesvolk ihr Vorbild findet, schien es vielen Konzilsteilnehmern angemessen, gerade um des ekklesiologischen Aspektes willen die Frage der Stellung der Kirche zu den Juden in der Konstitution über die Kirche verankert zu wissen. Andererseits war es Kardinal Bea, der Leiter des Sekretariats für die Förderung der christlichen

Einheit, der bereits von Papst Johannes XXIII. mit der Bearbeitung eines Textes über dieses Verhältnis betraut wurde. Während im Jahre 1963 die Erklärung über die Juden als Kapitel 4 des Ökumenismus-Schemas vorgelegt wurde, entschieden sich die Väter auf der 3. Session des Zweiten Vatikanischen Konzils 1964 dahin, daß die Erklärung zwar von Kardinal Bea erarbeitet werden soll, aber ihren Ort wahrscheinlich im Anhang zur Konstitution über die Kirche erhalten wird.

Der Verfasser ist mit dieser Problematik durchaus vertraut, zumal er aus eigener Beobachtung den Verlauf der Sitzungen kennt. Bei seiner Darstellung des Problems berücksichtigt er auch das Verhältnis des Ökumenischen Rates der Kirchen zu den Juden. Persönlich kommt er zu der Überzeugung, daß das Judentum in die Ökumene einbezogen werden muß. Denn zwar bleibt es außerhalb der Kirche, aber es wirkt doch unaufhörlich auf sie und in ihr. Er spricht von einer Art schicksalhafter Solidarität, die bewirke, daß Christen und Juden nicht voneinander loskämen. Wenn er jedoch schreibt, „der Jude kann seine Augen nicht vom Christen abwenden, der Christ kann den Juden nicht ignorieren“, so kann man der ersten Hälfte dieses Satzes nicht unbedingt zustimmen. Innerhalb der christlichen Umwelt ist der Jude existentiell von den Christen herausgefordert, und insofern kann er tatsächlich nur schwer der Frage nach dem Sinn seines Glaubensweges gegenüber dem christlichen ausweichen. Aber Juden leben nicht nur in christlicher Umwelt, sondern auch in einer nicht-christlichen. Steht ihm der Islam nicht genauso nahe und genauso fern wie das Christentum? Gibt es in der jüdischen Literatur eine besondere Wertung der Glaubenshaltung der Christen gegenüber der anderer nichtjüdischer Gerechter? Es scheint doch so zu sein, daß die Christen, wenn sie positiv vom Judentum gesehen werden, so bewertet werden wie alle nicht-jüdischen Gottesverehrer. Bernard Lambert aber stellt sich diese Frage überhaupt nicht. Er hat sich in das Problem offensichtlich nur von der christlichen Literatur aus hineingearbeitet. Darum kann er einen Satz schreiben wie den: „Das Judentum ist in seiner Tendenz christlich; das volle Nein jedoch, das es den eschatologischen Ereignissen, wie sie sich in Christus und der Kirche kundtun, entgegengesetzte, bildet eine Art negativer Zusammensetzung alles dessen, was die christlichen Sekten verworfen und dem gesamten Christentum entgegengehalten haben“ (S. 213). Der Verfasser scheint dazu zu neigen, die Züge, die auf eine Verwandtschaft zwischen Juden und Christen hindeuten, zu überzeichnen. So schreibt er z. B.: „Der Jude glaubt noch an die Rechtfertigung durch das Gesetz.“ Aber glaubt der Jude wirklich an eine Rechtfertigung durch das Gesetz? Es scheint, daß ein paulinischer Gedanke bemüht und auf die Juden umgedeutet wird. Das Gesetz hat doch wohl eher den Sinn einer ständigen Erinnerung an den sich offenbarenden Gott als den einer Rechtfertigung. Auf der gleichen Seite 228 erklärt der Verfasser, daß die Juden den Messias erwarten. Aber er erwähnt nicht, warum die Juden in Jesus den Messias nicht sehen können. Für die Juden ist Jesus nicht etwa auf Grund eines Mangels an seiner Persönlichkeit nicht der Messias, sondern einfach deshalb nicht, weil an ihm sich nicht die messianischen Weissagungen erfüllt haben. Hier wäre es gut gewesen, wenn der Verfasser die Studien, die z. B. Kurt Schubert zu diesem Thema vorgelegt hat, berücksichtigt hätte. Vgl. seine beiden Sammelwerke: *Der historische Jesus und der Christus unseres Glaubens*, 1962 [vgl. FR XV, 123], und *Vom Messias zum Christus*, 1964. Mit Recht betont Schubert immer wieder, daß die Juden Jesus ablehnten, weil er in unmessianischer Weise einen messianischen Anspruch erhoben hat.

Trotz der Verzeichnungen, die sich in der Darstellung der jüdischen Religion bei Bernard Lambert finden, muß ihm in seinem Grundanliegen recht gegeben werden. Denn in der Tat kommt die Kirche von ihrem jüdischen Ursprung nicht los. Und so darf einem Satz zugestimmt werden wie dem: „Ein Ökumenismus, der sich nur auf die Beziehungen zwischen den Christen beschränke, wäre von vornherein zur Aussichtslosigkeit verurteilt, weil er sich auf eine zu enge Grundlage

stellte“ (S. 215). Mit Recht betont er, daß der Ökumenismus dort beginnt, wo ausdrücklich die Existenz des anderen anerkannt wird. Damit weist er die Aufgabe, die uns gestellt ist: dem Judentum, und zwar auch dem gegenwärtigen, wie es manche der Väter auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil, wie z. B. der Erzbischof Seper von Zagreb, ausdrücklich betont haben, gerecht zu werden. Er selbst hat freilich diese Aufgabe nicht in befriedigender Weise gelöst.

Bernard Lambert scheint anzunehmen, daß das Alte Testament gleich der späteren jüdischen Entwicklung ist. Aber so wie die Kirche nicht einfach mit dem Neuen Testament gleichgesetzt werden kann, so kann auch das nachbiblische Judentum nicht einfach aus dem Alten Testament allein erklärt werden. Genügt es wirklich, zu erklären, daß das, was vom Judentum nicht in das Christentum eingegangen sei, seinen Wert noch als messianische Ankündigung behalte? (S. 220.) Solche Erörterungen scheinen uns nicht über das auch schon im Mittelalter Gewußte hinauszuführen.

Die beiden folgenden Abschnitte gelten der Annäherung zwischen Christen und Juden und der Kirche Israels und der Heiden. Im ersten der beiden Abschnitte gibt Bernard Lambert nun zunächst doch einen Überblick über die Geschichtsentwicklung und gesteht dabei ein, wieviel die Christen an den Juden gesündigt haben. Auch die Schuld der Kirchenväter wird nicht verschwiegen. So erwähnt er, daß noch Papst Pius IX. sich dem Bau einer Synagoge in Rom widersetzte. Nach den vielen verpaßten Gelegenheiten eines Gesprächs sieht er nun durch zwei Ereignisse eine neue Chance der Begegnung gegeben. Einerseits durch das Erwachen der ökumenischen Bewegung, andererseits durch die Gründung des neuen Staates Israel. Zwar sei zuzugeben, daß noch unklar ist, was der neue Staat auf kultureller und religiöser Ebene bringen werde, aber es sei sicher, daß er als Mittler zwischen den größten Kulturen berufen sei. Damit werde aber auch Israel als Partner der Christenheit erneut bewußt. In einem zweiten Unterabschnitt geht er auf die Rolle des Judentums hinsichtlich eines Ausweges aus der Sackgasse ein, in die die Christen geraten sind. In der Tat muß jedem, der am ökumenischen Gespräch zutiefst interessiert ist, auffallen, daß es unüberbrückbare Grenzen gibt. Die Einbeziehung des jüdischen Partners in das ökumenische Gespräch kommt zweifelsohne auch der innerchristlichen Begegnung zugute. Bernard Lambert meint: „Der Vorrang der Bibel im Judentum könnte sich als ein wirksamer Treffpunkt zwischen Katholiken und Protestanten erweisen.“ Hier bricht nun bei ihm die Einsicht auf, daß dieser Satz doch wohl einer Einschränkung bedarf wegen der Bedeutung des Talmuds und der Talmudinterpretation. Jetzt spricht er zum erstenmal aus, daß biblisches und rabbinisches Judentum doch nicht ein und dasselbe sind. Aber aus dieser Erkenntnis werden keine Folgerungen gezogen. Die Frage nach der Bedeutung des Talmud bleibt ungeklärt. Trotzdem ist zuzugeben, daß sich Bernard Lambert hier auf einer richtigen Spur befindet, denn das Bibelstudium lebt gerade auch im modernen Judentum wieder stärker auf, und der Staat Israel, der so durchtränkt ist von biblischen Erinnerungen, trägt auf seine Weise zur Förderung des Bibelstudiums erheblich bei. Jüdische und christliche Exegese haben sich vielerlei zu sagen. Hier darf erwähnt werden, daß Erzbischof-Koadjutor Eldinger, als er zur Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den Juden auf der dritten Session des Zweiten Vatikanischen Konzils sprach, erwähnte, wieviel er in der Exegese seinen jüdischen Freunden verdanke. Trotz der kritischen Bemerkungen, die wir uns bei der Lektüre des Kapitels 11, Die Kirche der Juden und der Heiden, nicht versagen konnten, möchten wir doch nicht verfehlen, dankbar zu bekennen, wie sehr es begrüßt werden muß, daß dieses Problem überhaupt gesehen und der im ganzen höchstbeachtliche Versuch gemacht wird, die Begegnung von Kirche und Israel für die Ökumene fruchtbar zu machen. In der Tat geht es ja nicht nur um ein menschlich freundliches Gespräch zwischen Christen und Juden, sondern um die von Gott aufgegebene Begegnung, das gemeinsame Suchen und Finden von Gottes Wahrheit.

W. E.